

Adolf Muschg: Laudatio auf Claudio Magris

Der Argonaut

Schwer ist es nicht, über Claudio Magris zu reden. Es ist unmöglich.
Der Haken steckt im Wörtlein »über«. Es gibt keinen Hypertext zu Claudio Magris.

Machen wir die Probe:

Geboren 1939 in Triest, Studium in Turin, wo er 1963, mit vierundzwanzig Jahren, die Schrift »*Il mito asburgico nella letteratura austriaca moderna*« veröffentlicht und 1990 zum Ordinarius für deutsche Literatur berufen wird. Er übersetzt Ibsen, Kleist und Schnitzler, arbeitet über Heinse und Joseph Roth: »*Lontano da dove, Joseph Roth e la tradizione ebraico-orientale*«. 1978, als seine Essays »*Dietro le parole*«, »Hinter den Worten«, erscheinen, kehrt er als Professor nach Triest zurück, das er nie ganz verlassen hat - nur daß er jetzt auch lehrt, wo er lebt, während er in Turin zu arbeiten fortfährt, dem Zentrum, von dem aus Triest noch besser als Grenze wahrgenommen wird. Aber da die Grenze zugleich das Zentrum seiner Arbeit ist, beginnen meine Hypertext-Koordinaten schon zu schwanken. »*Trieste: Un' identità di frontiera*« heißt das Gastgeschenk, das er seiner Heimatstadt 1982 widmet, in Gemeinschaft mit dem Historiker Angelo Ara.

Vier Jahre später: das Opus magnum, eine Südostpassage durch jenes Mitteleuropa, das danach mit dem Namen Magris so verbunden war, daß er für seinen Gründer gelten konnte. Die Rede ist von »*Danubio*«, auf deutsch: »Donau. Biographie eines Flusses«, dem Forschungsbericht einer vielfachen Grenzüberschreitung, die kein Spaziergang war und doch last wie ein solcher erzählt wird; erschienen 1986, drei Jahre vor jener Wende, die eine unnatürliche Grenze aufgehoben, dafür viele andere, historische erst erkennbar und fühlbar gemacht hat. Und siehe da: es sind alles andere als überwundene Grenzen. Sie leben, und Europa muß mit ihnen, womöglich ohne neue Grenzen zu schaffen, leben lernen. Es gibt dafür keine höhere Schule als dieses Donau-Buch, die Kartographie des Landvermessers M.. Und mir scheint, sie veralte weniger mit jedem Jahr, das ins Land geht, ins gemeinsame Land Europa. Bei Magris, dem Ästhet, zu deutsch: dem Künstler der Wahrnehmung, konnte man vor fünfzehn Jahren ein Stadtbild wie dieses lesen: »In Belgrad dürfte sich (...) ein Enkel des Habsburgerreiches innerhalb seiner seelischen Landesgrenzen und mithin zu Hause fühlen. Wenn Slowenien heute die authentischste habsburgische Landschaft ist, so ist Jugoslawien – und somit auch die Hauptstadt, die das schwierige, von der Zentrifugalkraft bedrohte Gleichgewicht zu halten sucht – der Erbe des Doppeladlers (...). Wie nach Musil der Begriff des Österreichischen, so ist vielleicht auch der des >jugoslawischen< rein imaginär; er bezeichnet die abstrakte Kraft einer Idee eher als die beliebige Konkretheit irgendeiner Realität, er ist das Ergebnis einer Subtraktion, das Element, das übrig bleibt, nachdem man alle nationalen Eigenarten abgezogen hat, und das allen gemeinsam und mit keinem ganz identisch ist.«

Ein schwieriger Fall: was Magris hier anspricht, ist ein Modell nicht nur für seine alte Donaumonarchie, sondern auch für unser neues Europa. Der gutgemeinte Versuch, dieses Belgrad in die Zivilisation zurückzubomben, war nicht ganz so treffsicher wie

seine Diagnose. Wir können nur beten, daß die Politik auf sie zurückkommt; daß die allgemeine Einsicht von morgen den Zustand der Reife erreicht, den sie im Blick eines einzelnen Mannes schon vor bald zwei Jahrzehnten gehabt hat.

Dieses Werk, für sich allein schon eine Lebensarbeit, hat nur, und keineswegs nebenbei, immer weitere reifen lassen. Auch in seinem - inzwischen vier Bände starken - literaturkritischen und kulturhistorischen Œuvre geht der Verfasser, wie Herakles, an Grenzen, und setzt sich dabei diskret selbst aufs Spiel: expliziter, doch durch den Schleier der Fiktion geschützt, tut er es auch in seinem Roman »*Un altro mare*«. Er schreibt einen Theatertext »*Stadelmann*« und Kolumnen für den *Corriere della Sera*. Gleichzeitig muß er ja aber auch gelehrt, geprüft, Seminar- und Doktorarbeiten abgenommen haben. Ganz sicher ist er viel gereist, denn da ist man als Leser immer wieder dabei gewesen. Und natürlich hat man ihm auch die ganze Zeit im Kaffeehaus begegnen können, mit Vorliebe im »San Marco« zu Triest, dessen Schließung ihn, sagt er, getroffen habe wie ein Exil.

Claudio Magris' Leben kann man sich eigentlich nur als ununterbrochene Störung vorstellen - und doch: immer auf dem Sprung, wie er ist, findet sich an seinem Stil - und hier ist der Stil der Mensch - nichts Sprunghaftes, er wirkt zauberhaft ungestört und scheint sich mit jeder Arbeit immer noch zu verjüngen. Es gibt Leute, Männer und Frauen, welche das Talent, ein Freund zu sein, für sein bemerkenswertestes halten. Wenn so viel Beschäftigung einem Menschen nicht über den Kopf wächst - Lind was für einen Kopf! - kann dies nur heißen: sie muß ihm ans Herz gewachsen sein. Nur in Herzensnähe entwickeln die Gewichte des Lebens eine Eigenschaft, die der Schwere spottet; und das tut sie weder bitter noch böse, denn Ironie, die von Herzen kommt, hat auch Kraft, das Schwere zu tragen. Wenn Kunst, nach Goethe, mit dem »Schweren und Guten« zu tun hat, so muß der Künstler lernen, dem Schweren gut zu sein, und Leben so zu tragen, als wäre es leicht.

Für sein einstweilen letztes Herakles-Werk, erschienen unter dem Titel »*Microcosmi*« - seine deutsche Version: »*Die Welt en gros et en détail*« zitiere ich weniger gerne - ist Magris mit dem angesehensten Literaturpreis Italiens, dem *Strega*, geehrt worden. Und er hat seine Frau, der das Buch gewidmet ist, verloren. Im letzten Kapitel flüchtet der Erzähler aus dem Stadtgarten vor einem Unwetter in die nahe Kirche, und hier versammeln sich allmählich alle, die ihm seit seiner Jugend vertraut gewesen sind, zu einer familiären Nachtwache. Unter die Lebenden mischen sich zwanglos die Toten. Engel machen, heißt es in Rilkes Duineser Elegie, den Fehler der Menschen nicht, zwischen Lebenden und Toten zu sehr zu unterscheiden. Wir sehen einen Engel durch diesen letzten Raum von Magris' Buch gehen, und der blasse Name Erinnerung wird seiner Präsenz nicht gerecht. Er ist »ein großer Gott der Seele«, Bruder der Göttin Mnemosyne, mit der Zeus die neun Musen gezeugt hat. Und ja: er ist auch der Zwillingbruder jenes alltäglichen Schlafes, aus dem wir jeden Morgen wieder erwachen dürfen, während Er einen anderen verkündet: aller Tage Abend, und aller Abende Tag.

Der Engel dieser Erinnerung gibt sich hier als Mitverfasser von Magris' Schriften zu erkennen. Für die Erinnerung an Leben und Tod beanspruchen die »*Microcosmi*«, anders als das Donau-Buch, fast keinen Raum mehr, Die paar Inseln in der istrischen Adria-Bucht, wo er spielt, sind ohnehin vom grenzenlosesten Raum umgeben, den es für unsere fünf Sinne gibt, von Himmel und Meer. Sie schweben zugleich auf einer Grenze, sie *sind* eine Grenze - gestern lag sie noch innerhalb Italiens, heute nicht mehr. Und doch wohnen da drüben, da draußen immer noch eigene Leute, die in der Isolation -

der Verinselung - immer eigener geworden sind, eigen auch in jenem Wortsinn, der seltsam bedeutet, anders, fremd.

Wer das fremdgewordene Eigene im Andern, wer zugleich das Andere im Eigenen finden will, braucht nicht viel Raum, braucht nur einen Schritt dazu: er muß eine Grenze in sich selbst überschreiten; zugleich muß er sie anerkennen. Die Inseln des »*Microcosmo*« zeigen die Grenze der Menschen, aber nichts Menschliches endet an ihr; eher möchte man finden, daß es da erst beginnt. Bewohnbar wird dieser Ort, an dem Zeit und Raum ausgehen, durch die Tiefe der Erinnerung. Aus ihr schöpft jeder Augenblick seinen Atem, die Gegenwart ihre Vollkommenheit. Diese Erinnerung braucht ein helles Herz, an das sie wachsen kann; wer es sich faßt, spricht zu Toten als Freunden, und wenn er es sprechen läßt, braucht er auch das Schweigen nicht mehr zu fürchten. »Genauigkeit und Seele« war die Utopie von Musils »*Mann ohne Eigenschaften*« - ihr geht auch Claudio Magris nach, in der Art des Schriftstellers, von Wort zu Wort, von Satz zu Satz; es ist der nie endende, immer wieder anfängliche Versuch der genauen Seele, Erfahrung aufzuheben in Erinnerung.

»Das Leben selbst«, was wir so nennen, wird darum nicht weniger gelebt, sondern achtsamer, vielstimmiger. Das Gefühl bildet sich an seinen Gegenständen und ihrem Widerstand; es bindet sich an sie, und wenn sie in Gefahr sind, verbündet es sich mit ihnen. Es gibt einen politischen Claudio Magris, und bei diesem kann man lesen: »Die Schwachen müssen lernen, den Starken angst zu machen.« Das ist die politische Lesart des Satzes von Walter Benjamin: »Nur um der Hoffnungslosen willen ist uns die Hoffnung gegeben.« Magris, so hat er mir erzählt, war Abgeordneter einer Partei, die schließlich nur noch aus ihm allein bestand: das war - das hat er nicht erzählt, aber ich sage es - die ihm eigene, also die rechte Art, für viele zu sprechen, die keine Stimme haben. »Ich habe dich gelehrt, den Dingen ins Angesicht zu schauen, von gleich zu gleich, denn niemand, nicht einmal Gott, hat das Recht, dich die Augen niederschlagen zu lassen.«

Vor bald zwei Jahrzehnten besuchte Magris, mit seiner Familie, Kafkas letzten Aufenthalt, das Sanatorium Dr. Hoffmanns in Kierling bei Klosterneuburg. Da bewegt ihn die Erinnerung an Dora Dymant, die letzte Gefährtin, mit der sich Kafka, zu spät, eine gemeinsame Existenz zugetraut hätte. Magris schreibt: »Diese Kraft, Hilfe anzunehmen, stellt ihn über seine literarischen Figuren, in denen er seine angsterfüllte Unfähigkeit dargestellt hat, sich selbst als unzulänglich zu erkennen und mit dieser Unzulänglichkeit zu leben.« Über deutsche Zungen gingen solche Sätze nicht, ohne schulmeisterhaft zu wirken. Bei Magris sind sie gesättigt von Brüderlichkeit.

Sie sehen, meine Damen und Herren, wohin ich gerate, wenn ich *über* Claudio Magris zu reden versuche: im besten Fall dahin, ihn lieber selbst reden zu lassen. Denn Magris ist kein Pointensammler, auch kein Anekdotenerzähler. Er ist ein Schriftsteller, und als solcher haßt er nicht nur das Ungefähre, er fürchtet das Allgemeine. Und er meidet den Tiefsinn, fast möchte ich sagen: wie die Pest; wer die Tiefe nicht an der Oberfläche zu finden weiß, ist für die Kunst verloren, ich fürchte: auch für die Lebenskunst. »Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall«, so Goethe, »was ist das Besondere? Millionen Fälle.« Magris' Bücher sind, in Goethes Sinn, »zarte Empirie«; ein fortgesetzter Versuch, die Objekte seines Interesses so gegenständlich zu lesen, daß sie ungesucht, aber gut gefunden zum Maß des Subjekts werden können, wenn sie in seiner Schrift erscheinen. Und im Schatten des Ungesagten, der die Wörter begleitet, spüren wir

noch etwas von der Körperlichkeit ihres Ursprungs.

Das ist ein Glück, und als Leser können Sie es mit diesem Autor auf jeder Seite machen, auch an Stellen, wo Sie es nicht gesucht hatten. Etwa im ehemaligen KZ Mauthausen, angesichts der Fotografie eines der Opfer. »Er trägt eine geflickte Jacke, an den Hosen sieht man sorgfältig, mit Hang zur Sauberkeit und zum Anstand zusammengenähte Stücke. Dieser Respekt vor sich selbst und der eigenen Würde, der sich inmitten des Infernos erhalten hat und sich sogar noch auf die zerlumpten Hosen erstreckt, läßt die Uniformen der SS oder Nazi-Würdenträger (...) als einen lumpigen Faschingsaufzug erkennen, als armselige Kostüme (...). Sie haben zwölf Jahre gehalten, weniger lang als meine Windjacke, die ich gewöhnlich bei Ausflügen trage.« Kann man die Anonymität eines Unbekannten lebendiger aufheben, als indem man seine Erinnerung so mit dem eigenen Leib verbindet?

Die Wunden der Geschichte heilen: was will das heißen? Aufgehen müssen sie uns wieder, mit den eigenen Augen, und übergehen dürfen sie uns auch, wie angesichts der opulenten Henkersmahlzeit, die dem österreichischen Thronfolgerpaar im Sommer 1914 in Sarajewo serviert wurde: der letzte Gang der Belle Époque. »Das Menu von Franz Ferdinand an jenem 28. Juni umfaßte *Consommé en tasse, Œufs al la gelée, Fruits auf beurre, Boeuf bouillé aux legumes, Poulet a la Villeroy, Riz Compote, Bombe a la Reine, Fromage, Fruits et Dessert.*«

»Die Wunde vom 28. Juni 1914 schrieb Magris schon Mitte der achtziger Jahre, »ist noch offen, in ganz Europa. Möglicherweise könnte erst eine dritte und endgültige Katastrophe sie auf zerstörerische Weise schließen, denn zwei Weltkriege haben das in Sarajewo zerbrochene Gleichgewicht nicht wiederhergestellt.« Welche Erinnerung an die nahe, inzwischen auch schon wieder vergangene Zukunft. Wir kennen die Fortsetzung dieser Geschichte- kennen wir sie, oder beginnen wir an dieser Stelle überhaupt erst, spät genug, etwas zu *sehen*?

Und zur »europäischen Verständigung«, dem für den genauen Blick immer viel zu großen, immer viel zu kleinen Hypertext unserer Feierstunde, noch eine Erinnerungshilfe: »Es ist nicht gesagt, daß Europa die(se) sekundäre Rolle einer Begleitdame als unabänderliches Schicksal bestimmt ist; die Vertrautheit mit den Darstellern Mitteleuropas und ihren Theaterproben läßt im übrigen nicht an unabänderliche Schicksale glauben, sondern vielmehr an die Unschärferelation.«

Von dieser Gesetzwidrigkeit physikalischer, aber auch historischer Quanten darf man, in der Literatur, nicht anders als genau reden, das heißt: konkret, für den Einzelfall, denn etwas anderes erfahren wir zeitlebens nie, und etwas Besseres auch nicht: nur der Einzelfall bleibt unerschöpflich. Er ist die wahre Norm der menschlichen Person, denn er entzieht nicht nur sich der Simplifikation, sondern auch sie. Dazu (es tut mir leid) noch einmal Goethe: »Das Allgemeine und das Besondere fallen zusammen; das Besondere ist das Allgemeine, unter besonderen Bedingungen erscheinend.«

Wie könnte das Allgemeine unter den Bedingungen des Wiener Zentralfriedhofs erscheinen, auch als »Stadt der anderen Wiener« bekannt? Zum Beispiel: als Jagd im Morgengrauen. Sie können sich nicht vorstellen, daß auf dem Wiener Zentralfriedhof *gejagt* wird? Claudio Magris war dabei, er hat den Beamten begleitet, der für Friedhofsjagd zuständig ist und ggf. für die Schäden gerade stehen muß. »Die Angehörigen, die in ein paar Stunden, wenn der Friedhof geöffnet werden wird, die Photographie ihres lieben Verblichenen wie den Sombrero aus einem Western

durchlöchert fänden oder aber den Grabstein mit dem Blut eines Wildkaninchens befleckt, das im unrechten Augenblick getroffen worden wäre, wüßten nur zu gut, bei wem sie sich beschweren könnten. >Es muß nicht, aber es kann passieren<, wiederholte er mehrmals mit heiterer Miene.«

Die Unschärferelation als Panne; und als Hoffnung. Auch Europa muß nicht, aber es kann passieren; und daß unser guter Wille daran ggf. so wenig zu ändern braucht wie alle Widerstände und Hindernisse, ist ja auch eine Art Trost. Allerdings: was passiert, geht auch wieder vorüber, dieser Gegensinn steckt nun einmal in diesem gemütvoll gewordenen Fremdwort. Auch unser Europa wird nicht weniger vorübergehen als das Römische Reich, doch wie dieses wird es auch bleiben: verwandelt, zu immer neuer Kenntlichkeit entstellt. Diese Verwandlung aber nimmt den Dingen, die wir lieben, nur weg, was sie gut entbehren können: Größe, Pomp, Unbeweglichkeit; und es läßt ihnen viel mehr: nämlich Leben; es gönnt dem Leben Anmut, Würde und Witz. Und es macht Geschichten, die man ruhig erst einmal als Störungen betrachten darf.

Sie verstehen, meine Damen und Herren: auch ich versuche hier, an allen Hypertexten vorbei, die Spur einer Geschichte zu legen, meiner Geschichte als Leser von Claudio Magris. Der Fluß, der ihn berühmt machte, war die Donau, ein im europäischen Geschichtsatlas untypischer Strom. Er strömt, gewissermaßen gegen die Zeit, zum Sonnenaufgang zurück, und damit dein zur Fremde gewordenen Ursprung Europas entgegen: vergessen wir nicht, daß Europa, bevor der Stier sie nach Kreta entführte, eine phönizische Prinzessin war, mit weitreichenden asiatischen und afrikanischen Verbindungen: eine mythische Geburt jenseits der Zeit, und damit auch diesseits der Geschichte. Das westliche Europa, das wir kennen, hat dein Zustrom aus Osten Grenzen zu setzen versucht, besorgt um ein Ding namens Identität; und es hat diese Grenzen immer nur aufgebaut, um sie seinerseits zu überschreiten, und kaum je ohne Gewalt. Dichter haben gespürt, daß man dieser Donau eine neue Wendung geben müßte; eine, in der Heimat und Fremde zusammenfließen; in der Nähe und Entfernung, die Grenze und das Unbegrenzte, kurzum: Identität und Nicht-Identität keine Gegensätze sein' sind, sondern Pole, die Spannung erzeugen und das Leben erst lebendig machen; als Widersprüche, die uns im vollen Sinn des Wortes erst bilden; die uns Gesang und Tanz beibringen; die uns ganz bei uns sein lassen, und zugleich beim ganz Andern, bei *den* ganz Andern.

Aber: die Geschichte hat keine Lehre, sie besteht aus lauter Einzelheiten, die uns zwar ihre Wahrheit vorenthalten, nicht aber ihre Wahrnehmung, also auch nicht unsere eigene; denn wir sind in ihnen, wie sie in uns. Die Verständigung darüber muß uns reichen, und sie reicht mehr als aus für ein gutes Leben; gemeinschaftlich verabredet, nennt man dieses Leben: Kultur.

Claudio Magris, meine Damen und Herren, hat die Topographie unserer Kultur in vielen wundervollen, rätselhaften und komischen Einzelheiten gezeichnet. Seine Donau fließt nach Osten immer fort, sie scheint uns, mitsamt der von Unbekannten bewohnten Landmasse, in die Fremde mitzuziehen, ins Schwarze Meer, das die Griechen das »gastliche« genannt haben, um seine Ungastlichkeit zu ertragen. Und: seine Donau ist immer schon umgekehrt; die Wende, die bei Hölderlin »vaterländisch« hieß, bei uns »europäisch« heißen soll, hat er ihrem fließenden Wasser längst eingeschrieben. Sie läuft zugleich auf die Stadt der Geburt und Wiedergeburt zu, mündet an einem Ort, der auch der unsere geworden ist, ein Triest, das uns, dank Magris' Erinnerung, neu geschenkt ist;

sie erinnert auch daran, daß die Stadt, die er meint, immer noch unentdeckt in der Zukunft liegt. Und an dieser ist uns nichts geschenkt: wir sollen sie gestalten, und müssen zugleich wissen, daß sie passiert.

»Zentral« ist der Name für den Friedhof des »anderen Wien«, und es ist der Name für das Wiener Kaffeehaus, dessen Patron einmal Peter Altenberg hieß und sich die Grabschrift wünschte: »Er lebte und sah.« Auf Claudio Magris paßt dieselbe Devise, mit einem kleinen, glücklichen Unterschied, von dem wir heute gebührend Aufsehen machen wollen: Er lebt und sieht.

Der Preis für europäische Verständigung, meine Damen und Herren, ist an den Rechten gekommen. Aber auch wir sollten uns bei dieser passenden Gelegenheit recht verstehen. Ein Preis, der im Namen Europas verliehen wird, will von beiden Seiten verdient sein. Aber das hat ein Schweizer gesagt. Claudio Magris gehört zu den Glücklichen, die etwas auch geschenkt nehmen können. Sie selbst sind ein Geschenk. Wir nehmen es an, mit Dank, und jener Gnade, zu der Magris gern die richtige Übersetzung liefert: Grazie.

Grazie.